

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan

Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm

Leipzig, 1861

XII. Leben und Treiben in Jeddo

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Japanische Astronomen.

XII.

Leben und Treiben in Jeddo.

Urtheil über die Japaner im Allgemeinen und über die Bewohner Jeddo's insbesondere. — Feierlichkeiten nach der Geburt, bei und nach dem Tode. — Das Fest der Laternen. — Ein Gang durch die Kaufläden der Stadt; Lack-, Porzellan-, Schwertfeger- u. Arbeiten. — Ein Morgenbesuch. — Damentoilette. — Musik. — Literatur. — Astronomie. — Arzneiwissenschaft. — Gymnastik. — Ein japanischer Taschenspieler. — Schauspielwesen. — Der Tag des Vertrags. — Abreise.

Wie Jeddo in seiner äußeren Ansicht mit den imponirenden Festungswällen, den weitausgedehnten Edelsitzen der Feudalherren, den prachtvollen Parkanlagen, den zahlreichen wundervollen Tempeln sich rühmen kann, die Königin Nippons zu sein, so giebt sie auch nach japanischer Anschauung in dem Leben und Wandel seiner Bewohner ein leuchtendes Vorbild seiner, nachahmungswerther Gesittung. Die Erfahrungen, welche die Engländer unter Lord Elgin auch in dieser gewaltigen Kaiserresidenz gewonnen hatten, bestätigen die Aussprüche älterer wie

neuerer Reisenden, welche einstimmig dahin lauten, daß die Japaner ein ernstes, besonnen-gemeßenes, lernbegieriges, bescheidenes und ehrliebendes Volk seien. Sie bilden in der Vereinigung dieser trefflichen Eigenschaften den direkten Gegensatz zu den nachbarlichen Chinesen, die, eingenommen für den Kulturgrad, welchen sie erstiegen haben, Alles verachten, was ihrem gewöhnlichen Ideenkreise neu erscheint. Diphant sagt in dieser Beziehung: Würde man einen Chinesen mit der Einrichtung einer Lokomotive bekannt machen, so wäre das Nächste, daß er verächtlich den Rücken kehrte mit der Bemerkung: „Das haben wir Alles längst schon gehabt; in Peking fährt man noch einmal so schnell!“

Im Ganzen zeigt die Bevölkerung der Hauptstadt ein freundliches, wohlhabiges, zufriedenes Aussehen; als Ausnahme mischt sich hier und da unter die gutmüthigen Gesichter das schmerzdurchfurchte Antlitz eines buddhistischen Bonzen, der sich seinem Gott durch die Auserlegung der qualvollsten körperlichen Schmerzen, unter welcher Gestalt es auch immer sei, wohlgefällig zu machen wähnt. Unsere Abbildung stellt einen hüpfenden Buddha-Bonzen dar, wie er den Engländern in Jeddo begegnete. Diese Bonzen führen, wie die Fakire in Indien und wie ehemals die Asketen der mittelalterlichen christlichen Kirche, ein elendes und erbärmliches Leben, das sie nur durch die kargen Spenden Derer fristen, welchen ihre grausamen Kasteiungen tiefes Mitleiden eingestößt haben. Weiter und fast lebenslustig zeigen sich dagegen die Bettler und Bettlerinnen, die jedoch in ganz Jeddo nur in geringer Zahl vertreten sind. Viele dieser ambulanten Münzensammler gehören noch dazu dem buddhistischen Bettlerorden an, deren Mitglieder jenen Straßenerwerb als kirchliches Amt treiben und zwar in einer so humoristischen, launigen, mitunter possenhaften Art, und ohne sich lästig aufzudringen, daß man unter lachendem Scherz gern sein Scherflein dem „fahrenden Schelmen“ hingiebt.

Obgleich der Grundcharakter der Japaner sich in mildem Ernst ausspricht, so haben sie doch zahlreiche große und kleinere Feste, Vergnügungen und Ceremonien, die entweder gelegentlich oder in bestimmten Zeiträumen wiederkehren, oder die mit ihrem religiösen Kultus zusammenhängen. Aus der Menge derselben können wir selbstverständlich nur wenige, die wichtigsten hervorheben, und zwar werden wir ein kurzes Abbild von den Ceremonien und Gebräuchen geben, welche sich den Marksteinen des menschlichen Lebens anschließen, der Geburt und dem Tode.

Hat der kleine Weltbürger das Licht des Lebens erblickt, so wird er also bald mit den Wohlthaten eines Bades bekannt gemacht und wird von allen Unbequemlichkeiten frei gehalten, welche die Bewegungen seiner jungen Gliedmaßen irgendwie beschränken könnten. Diese beneidenswerthe Freiheit erleidet erst eine Unterbrechung, wenn er nämlich einen Namen erhalten soll. Ist der „Namenlose“ ein Knabe, so findet diese wichtige Feier am 31. Tage nach der Geburt statt; bei einem Mädchen dagegen am 30. Tage. An diesem festgesetzten Tage wird das Kind in feierlicher Prozession in den Familientempel getragen; dieser schließt sich das ganze Gesinde an, welche die Garderobe des Kindes trägt; letz-

tere ist um so reichhaltiger und kostbarer, je höher der Stand und der Reichtum des Vaters ist. Den „Rückzug deckt“ ein weiblicher Diensthote, mit einer Schachtel in den Händen; in dieser befindet sich das Geld zur Belohnung der dienstthuenden Priesterin, und zugleich ein Streifen Papier, welcher drei Namen enthält. Die Priesterin verrichtet nun ihre Gebete und sonstigen heiligen, von der Religion bestimmten Handlungen und legt dem Gott, der in dem Tempel wohnt, die Namen zur Wahl vor. Ist diese erfolgt, so verkündigt sie den Versammelten, wie man von nun an nach dem Willen der Gottheit das Kind heißen solle, und besprengt es mit Wasser. Den Schluß dieser Feierlichkeit bilden heilige, von musikalischen Instrumenten begleitete Gesänge, welche den Dank der Eltern gegen den Gott aussprechen und Glück und Segen für den „Täufling“ ersehen. Von da an trägt man das mit einem Namen in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommene Kind in verschiedenen anderen Tempeln herum und endlich zu dem nächsten Verwandten des Vaters. Dieser beschenkt es mit einer Handvoll Hanf, als Sinnbild langen Lebens, mit Talismanen, Reliquien und sonstigen werth und heilig gehaltenen Dingen. Der neugeborne Knabe empfängt außerdem noch zwei Fächer, die ihm (in Ermangelung von Schwertern) Muth verleihen sollen; diese Anschauung von der Eigenschaft der Fächer könnte befremdlich erscheinen; allein da man in Japan sogar große Kriegsfächer hat, welche sowol als Keule wie auch zur Luftzufächelung zu gebrauchen sind, so kann recht wohl in Japan ein Fächer die Stelle unserer hölzernen Kinderschwerter vertreten. Ist das neugeborne Kind ein Mädchen, so erhält es eine Muschel, indem man unter dieser das Sinnbild der Schönheit und des Liebreizes versteht.

Eigenthümliche Sitten und Gebräuche werden in Japan vor und nach dem Tode eines Menschen beobachtet. Wenn ein Vater oder eine Mutter von einer tödtlichen Krankheit ergriffen ist, so werden die Kleider gewechselt und man zieht ihnen frische an. Jedes Geschlecht pflegt die Angehörigen der Seinen. In dem Sterbezimmer herrscht die tiefste Ruhe, die nur unterbrochen wird von den leisen Fragen der Angehörigen, welche die letzten Wünsche des Sterbenden zu vernehmen verlangen; diese werden sogleich sorgfältig und vollständig genau



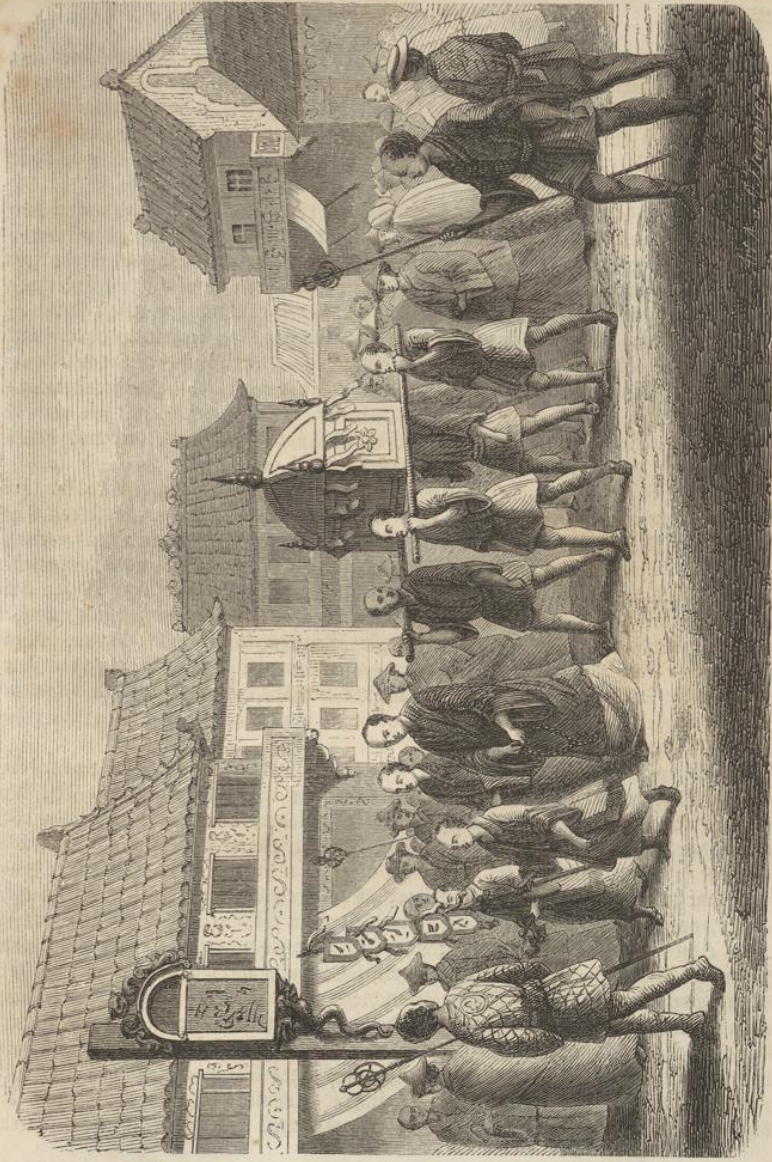
Ein Buddha-Wonze.

niedergeschrieben. Wenn der Tod erfolgt ist, so beweint die Familie das hingeschiedene Glied, bringt die Leiche an einen andern Ort und umhüllt sie mit einem Gewande, so, daß man mit dem Saum den Kopf, mit den Ärmeln die Füße bedeckt. Das Haupt wird nach Norden gerichtet, das Gesicht, welches mit einem florähnlichen Schleier verhüllt ist, nach Osten. Man hegt nämlich den Aberglauben, daß, wenn der Todtgeglaupte nur scheidt wäre, jener Schleier die leichtere Rückkehr ins Leben erwirke. Was aber ganz besonders einem Fremden auffallen muß, ist die Sitte, daß man um den Leichnam herum Tapetenschirme aufhält, um die Ragen von ihm abzuhalten. Man glaubt nämlich, daß ein Todter zum Leben erwache, wenn eine Raga auf ihn springt; schlägt man nun letztere mit einem Besenstiele, so stirbt der Erweckte zum zweiten Male; schlägt man aber die Raga mit irgend einem beliebigen andern Gegenstande, so bleibt er von Neuem leben. Mit diesem Glauben in unmittelbarem Zusammenhang und Einklang steht ein Gesetz, welches aufs strengste verbietet, eine Raga mit einem Besenstiele zu schlagen.

Die Zeit, wenn das Begräbniß stattzufinden hat, ist nicht gesetzlich geregelt; manche Familien behalten den Todten länger im Hause; andere schreiten schneller zur Bestattung, je nachdem der Verstorbene einen höheren oder niederen Grad in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen hat. Bei den höheren Beamten z. B. erfordert es der „gute Ton“, daß sie „nabhun“ (incognito) sterben und zwar entweder eines natürlichen Todes oder auf die verdienstliche Art des Bauchaußschlitzens (Harakiri). Letztere Methode, aus dem Leben zu scheiden, wird jedoch nicht immer buchstäblich ausgeführt; sondern der Lebensmüde rißt sich eine kleine Stelle an jener fatalen Gegend und ein Diener vollendet die Handlung damit, daß er seinem Herrn das Haupt abschlägt; — ein Seitenstück zu den Sklaven des klassischen Alterthums, die als letzten Liebesdienst ihren Gebietern das Schwert halten mußten, in das sie sich stürzten.

Wenn der Schleier des Incognito gelüftet wird, so werden zuvörderst alle Tapeten, Schleier und verschiebbare Thüren umgekehrt, so daß das Unterste zu oberst zu stehen kommt; ebenso wendet man das Innere der Gewänder nach außen als Zeichen der Trauer. Ein Priester verrichtet dann seine Gebete bei dem Leichnam; die Familie aber hat sich ganz zurückgezogen und erscheint für alles außer ihr Vorgehende vor lauter Kummer theilnahmlos. Daher stellt sich ein Freund derselben, angethan mit dem feiertäglichen Kleide, unter die Hausthüre, um die Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen.

Das Grab wird unterdessen in den Gräften eines Tempels bereitet, und wird, in Form eines Brunnens, mit Cement ummauert, damit kein Wasser in dasselbe eindringen könne. Nach diesen Vorbereitungen wird die Leiche gewaschen und in ein weißes Gewand gekleidet, auf dem sich viele heilige Zeichen vom Priester eingeschrieben befinden; hierauf setzt man den Todten in einen im Verhältniß zur Körperlänge auffallend kleinen Zuber, den man wiederum mit einem irdenen Gefäß umgiebt. Und nun beginnt der Leichenzug, welcher sich in folgender Form angeordnet hat und wie ihn die nebenstehende Abbildung getreu wieder-



Sopantisches Begräbnis und Umzug.

so hin-
e mit
in die
s mit
den
bleier
rem-
zen-
das
man
ale;
jo
en-
nge
re-
en
ve-
en
(a)
we
zu
mä-
abt
ten-
yen
alle
zu
gen
sch-
per
und
die
und
e in
chen
eem
Ver-
nem
gen-
der-

giebt. Voran gehen die Fackelträger, hinter diesen Priester mit Gebetbüchern und Weihrauchfässern, denen Diener mit Bambusstangen folgen; an letzteren befinden sich Laternen, Sonnenschirme und Papierfächchen, welche mit entsprechenden Sinsprüchen beschrieben sind. Dann folgt die Bahre mit der seltsamen cylindrischen Last; den Zug beschließen die Freunde und Verwandten, geküllt in weiße Trauergewände.

Es wird dem Leser, wenn er die auf Seite 189 und 271 dargestellten Leichenbegängnisse aufmerksam betrachtet hat, mit Recht aufgefallen sein, daß die Behältnisse, in welchen die Todten nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht werden, so unverhältnismäßig niedrig und eng sind, und es wird unwillkürlich bei ihnen die Frage entstanden sein, wie es möglich ist, einen Leichnam in einen Zuber zu legen, der drei Fuß hoch ist, zwei und einen halben Fuß in seinem oberen und zwei Fuß in seinem unteren Durchmesser hält. Zur Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung theilt nun Titsingh Folgendes mit: die Zusammendrückung des Leichnams geschehe mittelst eines Pulvers, *Dosja* geheißen, das man in die Ohren, Nasenlöcher und den Mund des Todten einschütte, worauf dessen Gliedmaßen plötzlich eine erstaunliche Biegsamkeit erhielten.

Nach Verlauf von sieben Wochen hat die strenge Trauer um den Todten ihre Endschafft erreicht. In dieser Zeit opfern die nächsten Verwandten desselben täglich eine Art Kuchen am Grabe, und zwar den ersten Tag einen, den zweiten zwei und so fort, bis am letzten Tag des strengen Trauertermins die Kuchenopfer auf die Zahl 49 gestiegen ist. Am fünfzigsten Tage endlich dürfen die Männer ihr Haupt- und Barthaar scheeren und danken allen denjenigen, welche ihre Theilnahme bei diesem Familienfeste öffentlich kundgegeben haben. Nun wird zwar noch eine Zeit lang getrauert, allein unter Wegfall aller äußeren Zeichen. Wie lange jedoch diese zweite Trauer anhält, darüber sind die Angaben der Reisenden unbestimmt; Siebold giebt die Dauer derselben bis auf dreizehn Monate an.

Einen Todtenkultus hatten die Engländer während ihres Aufenthaltes in Jeddo Gelegenheit selbst zu beobachten. Es war dies das sogenannte Fest der Laternen (*Bong*), welches gegen Ende August drei Tage lang gefeiert wird; die Hauptfeier beginnt jedoch am Mittag des mittleren Tages und dauert die darauf folgende Nacht durch. Es ist ein alter Glaube der Japaner, daß die Verstorbenen des Jahres einmal, und zwar zu der eben bezeichneten Zeit der Hauptfeier, auf die Erde zurückkommen, um diejenigen wiederzusehen, mit denen sie hier einstens zusammen gelebt hatten. Die Japaner pflanzen an ihren Gräbern Bambusstöcke auf, als Zeichen der Bewillkommung ihrer abgehiedenen Gäste; diese Stangen tragen eine Menge erleuchteter Laternen, die so nahe beisammen angebracht sind, daß sie zauberhafte Helle ringsum verbreiten. Am Abend des zweiten Tages, wo nach der allgemeinen Annahme die Seelen der Gestorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren, wird ein kleines Strohfahrzeug gebaut, das auf allen Seiten mit Laternen und Flammen geschmückt ist. Am Miternacht erfolgt eine feierliche Prozession, wo unter dem Schall der Musik und dem lauten

Rufen der Menge das Schiffchen an das Ufer des Meeres getragen wird. Dort läßt man dasselbe in die Fluten nieder und der Wind treibt es hinaus in die See; bläst ein frischer Zug in die Lichter, so fängt das Stroh allsogleich Feuer und das kleine Fahrzeug treibt wie ein großer Irrwisch über die Wellen dahin, bis es, niedergebrannt, zischend in den Fluten verlöscht.

Interessant war der Gang, den unsere Engländer durch die Kaufläden der Riesenstadt, die mit ihren tausenderlei Waaren zum Besuche unwiderstehlich einladen, unternommen hatten.

Die Sprache der Japaner ist zwar gänzlich verschieden von der der Chinesen, dennoch findet man über den Kaufläden häufig genug Schilder, welche in chinesischer Sprache beschrieben sind. Die Kauflokale haben in Jeddo fast durchgängig ein und dasselbe Gepräge und unterscheiden sich nur durch die Gegenstände, welche zum Verkaufe ausliegen. Besonders sind es drei Hauptartikel, welche die bewundernde Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken: die Lackwaaren, die Porzellangefäße und die Schwertfegerarbeiten. Erstere bieten sich in den mannichfaltigsten Formen dar und ihre Verwendung ist eine ganz ungeheure. Lack und Papier arbeiten sich gegenseitig in die Hände; das Letztere giebt die Eleganz und Geschmeidigkeit, das erste die Haltbarkeit; so sind z. B. die Hüte gewöhnlich von Papier verfertigt und mit Lack überzogen. Hauptsächlich aber sind es die in unzähliger Menge und in den vielfachsten Gestaltungen auftretenden Tapetenschirme, zu welchen die eben bezeichneten Stoffe verwendet werden.



Japanischer Tapetenmaler.

Die Tapetenschirme in Japan sind fast durchweg mit Malereien versehen, und wenn sie auch nicht immer mit dem Anspruch auf Kunstwerth auftreten, so können sie doch immerhin als eine angenehme Zimmerzierde gelten. Obenstehende Darstellung wurde von Diphant nach einem japanischen Bildchen copirt und zeigt einen Tapetenmaler, mit großer Brille über die Nase, eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt.

Die oben erwähnten Waaren zeigen alle die Sauberkeit der sogenannten Kabinetsarbeiten und sind in ihren Formen, wenn auch häufig abenteuerlich, so doch anmuthig, gefällig und bis ins Kleinste musterhaft ausgearbeitet. Habersham erzählt von einer solchen Lackarbeit, welche die allgemeinste Bewunderung erregt habe. Es war dies, wie er selbst sich ausdrückt, die glücklichste und treueste Nachahmung eines gewöhnlichen Rothfisches, wie er in den japanischen Gewässern gefangen wird, etwa 18 Zoll lang. Wenn man ihn behufs näherer Besichtigung bei den Flossfedern aufheben wollte, so hob man zugleich etwa zwei Drittel der oberen Seite ab und entdeckte, daß der Fisch eine Schüssel bildete, in die man einen großen gekochten Fisch hineinlegen könnte. Man sagte, das

Steiger, Japan.

Geräth sei auch zu dem Zwecke angefertigt, um bei japanischen Festen ein solches Gericht aufzunehmen, und der Lack sei so fein, daß er durch heißes Wasser nicht im Geringsten litte.

In der Porzellanarbeit stehen ohne Zweifel die Japaner als unerreicht da. Auf allen Gefäßen, deren Formen und Umrisse unendlich mannichfaltig sind und die daher zu den verschiedenartigsten Zwecken gebraucht werden können, sind Malereien angebracht, die in der Detailausführung eine fast peinliche Genauigkeit zeigen. Dürfen auch die japanischen Maler sich unseren Künstlern nicht gerade ebenbürtig an die Seite stellen, besonders da die Lehre von der Perspektive nur den Wenigsten unter ihnen bekannt ist, so zeigen doch ihre Malereien eine Correctheit der Formen und eine Sauberkeit der Umrisse, daß man ihre Leistungen recht wohl neben diejenigen der altdeutschen Schule, eines Albrecht Dürer, Lukas Cranach u. A. zu stellen berechtigt ist. Besonders glücklich sind sie noch dazu in der Bereitung der Farben, deren manche selbst die europäischen an Frische und Glanz übertreffen.

Eine hohe Bedeutung nimmt auch die Waffenschmiedekunst in Japan ein; besonders schöne Arbeiten sahen die Engländer in Jeddo. Da fast jeder Beamte einen Degen, die höheren sogar zwei Stück tragen, und da der Beamtenstand ein äußerst zahlreicher ist, so steht auch die Schwertfegerkunst in voller Blüte. Ehedem war der Verkauf von solchen Waffen an Europäer verboten, allein dieses Gesetz ist späterhin aufgehoben worden. Olyphant kaufte ein paar Klingen für 30 Dollars, so scharf wie ein Rasirmesser; doch bezahlt man Meisterstücke mit bedeutend höheren Summen, wie z. B. Klingen, welche einen europäischen Säbel durchhauen, ohne stumpf zu werden. Auch die Degengriffe sind kunstvoll gearbeitet; sie bestehen gewöhnlich aus Gold oder einer Goldlegirung, und bilden einen Vogel oder sonst ein Thier, das sich bequem zum Handhaben eignet. Die hohe Vollendung dieser Kunst deutet übrigens darauf hin, daß dieselbe schon seit langer Zeit eine eifrige Pflege gefunden haben muß, und wirklich theilt auch schon ein älterer Reisender mit, daß er mit einem japanischen Degen durch einen eisernen, einen halben Zoll dicken Bolzen geschlagen habe, ohne daß dadurch die Klinge irgendwie beschädigt worden sei.

Tischlerarbeiten, Elfenbein- und Holzschnitzarbeiten geben gleichfalls von dem Fleiß und Kunstsinne der Japaner Zeugniß. Man sah in Jeddo Arbeiten, hauptsächlich Toilettenkästchen mit eingelegten Verzierungen, die sich vor den europäischen nicht zu verstecken brauchen. Das Schlußbild dieses Kapitels stellt ein solches dar. Die Holzschnittarbeiten sind besonders dann, wenn Naturgegenstände dargestellt werden, wie z. B. Kraniche, Fische, Schildkröten u. s. w. an den Karniesen der Privathäuser und Tempel, überaus gelungen und wahrheitsgetreu.

In hohem Schwung steht in ganz Japan, am meisten aber in der Provinz Hakodadi die Kuperei oder Färberei. Von den Arbeiten dieses Gewerkes wird eine unglaubliche Menge verwendet, der Handel mit denselben ist besonders in den Hafenstädten ein sehr reger und dabei einträglich. Auch diese Wirtcher-

waaren liefern, was Sorgsamkeit der Ausführung anbelangt, einen weiteren Beweis hoher Gewerthätigkeit in Japan. Unsere Abbildung stellt zwei japanische Böttcher in voller Arbeit begriffen dar.

In der Glasbläse, namentlich von Flaschenformen, haben die Japaner eine ungemeine Geschicklichkeit erlangt. Um so mehr nahm es die Engländer Wunder,



Japanische Böttcher.

in den Verkaufsläden nirgend Glasspiegel zu entdecken. Anstatt dieser fabriciren sie runde Stücke Stahl, denen sie eine so feine, blanke Politur zu geben verstehen, daß das darin aufgefangene Bild vollständig und treu widergespiegelt wird.

Auch in Seidenzeugen bieten die Verkaufsläden in Jeddo eine reichere und geschmackvollere Auswahl als in irgend einer andern Stadt des japanischen Reiches. Sie sind reich und schwer und gleichen in der Art ihres Gewebes unserem

Brokat. Auf vielen sind treffliche Muster eingewoben und Goldfäden ziehen sich durch das Gewebe. Freilich sind die Gewänder aus solchen Stoffen im Preise sehr theuer und nur die höheren Beamten des Staates dürfen laut Gesetz und einzelne auch nur bei festlichen Gelegenheiten diesen Schmuck anlegen.

Die Lernbegierde, mit welcher die Japaner Alles erfassen, was ihrer Kunst und Industrie einen höhern Aufschwung oder eine Bereicherung zu geben verspricht, hat bereits ihre guten Früchte getragen. Instrumente, deren Herstellung mitunter einen ungemeinen Grad von Geschicklichkeit verlangt und einen ziemlichen Umfang mechanischer Kenntnisse voraussetzt, gehen jetzt aus ihren Werkstätten hervor, und nicht vergeblich dürfte man bei einem Mechaniker nach Barometer, Thermometer, ja nach Vergrößerungsgläsern complicirter Natur fragen, und kaum dürften die japanischen Arbeiten den europäischen Mustern an Genauigkeit und Sauberkeit nachstehen.



Japanische Uhr.

Uhren eigener Erfindung besitzen die Japaner schon lange. In Jeddo sah man ein kleines Exemplar, welches durch ein Gewicht getrieben wurde. Der Zeiger an dieser Uhr ist ein Stiftchen, welches die Zeit anzeigt, indem es auf eine die Vorderseite der Uhr bildende Schale heruntergeht. Da nun, wie bereits oben gezeigt worden ist, in Japan die Stunden je nach den verschiedenen Jahreszeiten bald länger, bald kürzer sind, so ist die Uhr mit einer Reihe von Schalen oder Zifferblättern versehen, um sie mit diesen Abweichungen in Einklang bringen zu können. Der Preis für dieses Exemplar betrug nicht viel über zwei Thaler. Wir geben in der nebenstehenden Abbildung die Darstellung einer japanischen Uhr, deren Construction in der Hauptsache mit der eben beschriebenen übereinstimmt.

So geräuschvoll und regsam das Leben in den Straßen und Läden der Stadt Jeddo sich entfaltet, so ruhig und beschaulich geht es in dem Innern der Häuser, in den Privatwohnungen her, wenn nicht gerade eine von den vielen Festlichkeiten stattfindet, deren spezielle Aufzählung und Beschreibung den Leser ermüden würde, zumal da viele derselben mit ähnlichen Ceremonien begangen werden. In die Eintönigkeit eines japanischen Morgens bringt in Jeddo nicht selten der Besuch eines Freundes oder Verwandten einige Abwechslung; und wie es im westlichen Morgenlande üblich ist, mit Mokka und Pfeifen aufzuwarten, so pflegt man dies auch in Jeddo zu thun, nur daß an die Stelle des Kaffee der allbeliebte Thee tritt. Gegen das Ende des Besuchs trägt der gastfreie Wirth oder die Hausfrau auf einem großen Blatt Papier, das zum Teller dient und bald weiß, bald bunt bemalt ist, jenes süße japanische Gebäck auf, dessen Güte von allen Reisenden gerühmt wird. Die Etikette verlangt es nun, daß von diesen Leckerbissen etwas eingesteckt werde; und zwar schlägt man dieselben in ein Blatt Papier und verbirgt diese kostbare Habe in die haushändigen Aermel, die zugleich den Dienst einer Tasche verrichten. Werden größere Mahlzeiten oder gar Schmausereien gegeben, so bringt sich jeder



Teletenzimmer japanischer Damen.

m sich
reise
und
umfi
ver-
ig
unli-
aus
nem
gä-
hen
keit
von
ein
st-
fte
en
en
mer
sien
sojes
der
Uhr,
enen
iden
Dem
ade
ung
ben
keit
um-
ande
ddo
das
sien
enes
wird.
erde;
tbare
stetn.
jeder

Gast einen, auch zwei Diener mit und schiekt sie mit den Ueberbleibseln des Gastmahls nach Hause. Gewöhnlich sind bei solchen größeren Veranlassungen auch Damen zugegen, die sich gleich den Männern mit Pfeifen versehen müssen, um duftende blaue Ringel in die Luft zu blasen.

Die japanischen Damen verwenden auf ihre Toilette eine große Sorgfalt, und besonders der Morgen des Tages sieht sie in voller Thätigkeit, um alle die nothwendigen Dinge zu verrichten, welche zu einem anständigen äußeren Auftreten gehören. Unsere Darstellung giebt ein anschauliches Bild eines japanischen Damensaales, welcher der Herrin Toilette gewidmet ist. In der einen Ecke sieht man eine Dame, welche sich noch im ersten Stadium des Anputzens befindet, das in dem Waschen des Oberkörpers besteht. In einer andern Ecke gewahrt man Herrin und Dienerin in voller Arbeit, erstere knieend vor einem kleinen runden Metallspiegel und die hinter ihr mit dem Ordnen des Haarputzes beschäftigte Jofe nach Kräften unterstützend. Das Haar wird nach chineischer Mode von der Stirn aus gerade hinter den Scheitel gestrichen und läuft dort in einen dicken gesteiften Zopf aus. Die Japaner lieben es, dünne Nadeln, in deren Enden sich bunte Kugeln befinden, durch das Haar zu stecken; häufig sind jene Nadeln hohle Cylinder, in welche man gefärbte Flüssigkeiten gegossen hat. In der That nimmt sich ein derartiger sorgfältig „aufgebauter“ Haarputz gar nicht übel aus, und besonders die Damen der höheren Stände wissen sehr vortheilhaft die *Tour à l'Impératrice* zu tragen. Schade, daß die Sitte, welche verheiratheten Frauen die Pflicht auflegt, die Zähne schwarz zu färben, die erst aufgewandte Mühe der Toilette gänzlich in den Hintergrund treten läßt. Die Dame im vordersten Theile des Saales wendet alle Sorgfalt an, um mit einem Stäbchen das heizende Schwarz ihren Zähnen sammt Zahnfleisch zu appliciren; ist dieses Werk der Verunstaltung vollbracht, so hat die Toilette all' ihre Stadien durchlaufen, und man verbringt häufig noch den Morgen in Gemeinschaft, indem die Eine der Damen irgend welche weibliche Arbeit vornimmt, eine Andere sich dem süßen Nichtsthun überläßt und auf weicher Matte gelagert blaue Wolken des Tabaks aus der zierlichen Pfeife zieht, während eine Dritte ihrer Laute angenehme Töne entlockt.

Aber auch bei Gastmählern (s. Abbild. S. 279) bildet Musik einen Hauptbestandtheil. Die hauptsächlichsten Instrumente sind die Flöte, eine Art Synchron, die Trompete, die Muschel, die Trommel, die Laute. Man sieht bereits aus dieser Aufzählung, wie in dieser Richtung des Kulturlebens zwischen Japanern und Europäern eine unendliche Kluft liegt; während die Letzteren seit Jahrhunderten ihre Kunstepochen, mitunter auch „überwundene“ musikalisch-ästhetische Standpunkte hatten, befindet sich in Japan die musikalische Kunst noch in ihrer Kindheit. Das einzige Instrument, welches eine sorgsamere Pflege und Ausbildung erfahren hat, ist die Laute oder *Samsi*. Dieselbe wird von den Damen gespielt und zwar mit ziemlicher Virtuosität, da schon von früher Jugend an der Unterricht auf diesem echt nationalen Instrument beginnt. Besonders in Gesellschaften, welche mehr den familiären Charakter an sich tragen, darf



Washigumi und Sakefeierhaltung.

Gaſſe
auch
um
galt
die
Wai-
ami-
Gde
ſſia-
nbt
nen
be-
ode
nen
ren
ene
In
dt
tli-
ver-
erit
Die
mem
u;
Dien
in-
ere
ſen
ne-
pt-
nr,
nd
ern
hy-
be-
in
and
den
ju-
ion-
darf

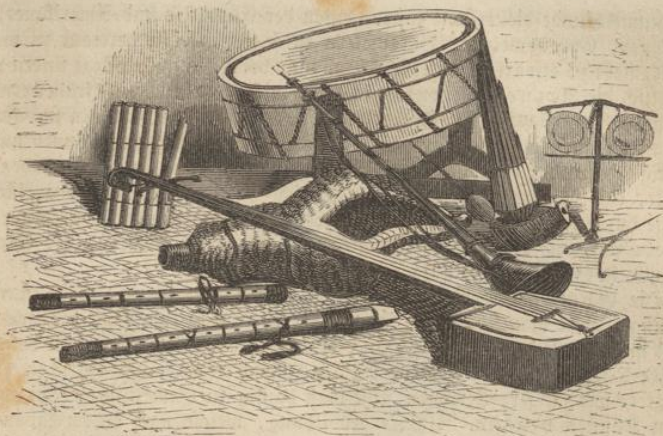
die Samsi nicht fehlen; und sobald die Damen begonnen haben, einige Accorde auf derselben anzuschlagen, so ist das lästige und steife Ceremoniell aufgehoben. Die Männer zünden sich ihre Pfeifen an, die Frau des Hauses reicht geschäftig den Saki herum und Alles zeigt sich mit diesem einfachen Vergnügen befriedigt.

Aber nicht allein Verehrer der Musik, so einfach und bescheiden diese auch auftreten mag, sind die Japaner, sondern sie schätzen auch den geistigen Genuß, den ihnen die Literatur gewährt, ungemein hoch. Wir haben bereits früher erwähnt, daß die literarische Thätigkeit in Japan mannfaltige Gebiete umfaßt, wie allgemeine Wissenschaften, Geschichte, Biographie, Geographie, Reisen [natürlich auf Japan beschränkt], Moralphilosophie, Naturgeschichte, Poesie, Dramaturgie und eine ziemliche Anzahl encyclopädischer Werke. Beide Geschlechter nehmen theils zur Unterhaltung, theils zur Erholung Bücher in die Hand, und es ist nicht selten, daß man sogar im Freien, etwa um eine kühle Quelle geschaart oder im Schatten des Waldes lagernd, eine Gesellschaft von Herren und Damen gewahrt, von denen ein Jedes in die Lektüre eines Buches vertieft ist.

Lord Elgin fand in Jeddo eine Menge Bücher in den betreffenden Läden ausgestellt, ohne daß er von Druckereien etwas wahrgenommen hätte. Dies Letztere erklärt sich aus den Umstände, daß man in Japan zwar den Buchdruck kennt, aber nicht in der so weit vervollkommenen Art und Weise als bei uns. In jenem Lande fertigt man noch immer ganze Platten in Holzschnittmanier an, und druckt diese dann ab; den Gebrauch beweglicher Typen, der bei uns so ungeheure Fortschritte gemacht hat, kennt man dort noch nicht. Die meisten Bücher, hauptsächlich solche, welche auf die Volksbildung zu wirken bestimmt sind, weisen zahlreiche Holzschnittillustrationen auf; beiläufig sei auch hier der bei den Chinesen übliche Gebrauch erwähnt, nur die eine Seite des gewöhnlich dünnen Papiers zu bedrucken. Die Bibliotheken von Jeddo und Miako sollen nach Val b i 150,000 Bände aus allen Fächern der Wissenschaft enthalten; besonders wird dem geistlichen Hofe des Mikado nachgerühmt, daß er durchweg geistig gebildet, ja sogar gelehrt sei.

Als Lord Elgin mehrere japanische Buchläden besuchte, waren die Verkäufer äußerst zurückhaltend mit dem Vorzeigen ihrer Waaren; vielleicht daß eine Gesetzesvorschrift ihnen gebot, den Fremden so wenig als möglich Einsicht in ihren literarischen Vorrath zu gestatten; doch wurde ihre industrielle Zurückgezogenheit bald durch die Aussicht auf Absatz besiegt. Der Lord kaufte einige Werke, unter diesen ein besonders reich mit Abbildungen ausgestattetes; es war ein illustriertes „Buch der Gewerbe“.

Auf allen Büchern befindet sich, ganz wie bei uns gebräuchlich, die Angabe des Druckortes und das Jahr des Erscheinens, letzteres bestimmt nach der Regierungszeit des Sioguns, des Repräsentanten des weltlichen Regiments, während die meisten Zeitbestimmungen von dem Mikado und den Astronomen ausgehen. So ordnet häufig der geistliche Fürst an, nach irgend einem denkwürdigen Ereigniß zu rechnen, etwa nach einem Tempelbau, nach Verheerungen durch Feuer oder Wasser, nach vulkanischen Ausbrüchen und dergl. mehr. Für diesen Zeit-



Musikalische Instrumente.

punkt, der eine neue Epoche beginnen soll, wird ein eigener Name geschaffen, der häufig etwas Räthselhaftes an sich trägt. So z. B. hatte ein Mikado beschlossen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und den Genuß durchzukosten, den das Versenken in buddhistische Religionsträumereien ihm gewähren sollte. Diesen Zeitpunkt taufte er mit der hochklingenden Bezeichnung: „Nengo genroht“, d. h. der Anfang des Segens der Natur und Kunst. Außer den Zeitbestimmungen, welche der Siogun und Mikado treffen, ist noch eine dritte in Japan gebräuchlich, die von den Astronomen ausgeht. (Siehe die japanischen Astronomen auf dem Anfangsbild zu diesem Kapitel.) Sie begreift einen Zeitraum von sechs Jahren und gründet sich auf die zwölf Zeichen des Himmels [die sogenannten zwölf Aeste, *Ziguni nositzi*] und die „fünf“ Elemente.

Es mag der Erwähnung nicht unwerth sein, daß die Japaner die fünf Elemente (Feuer, Erde, Wasser, Holz, Metall) verdoppeln, insofern sie nämlich einfaches Produkt der Natur sind, oder im Dienst des Menschen sich befinden. So heißt *Kino* = *ye* das Holz als Baum, *Kino* = *to* das Zimmerholz; *Fino* = *ye* ist das Feuer als Blitz, vulkanischer Brand, *Fino* = *to* das Feuer, das mit Holz und anderen Gegenständen angebrannt wird; *Tsoetsno* = *ye* ist die Erde, unberührt von der Hand des Menschen, *Tsoetsno* = *to* die zu *Thon* = und Porzellangeschirren *ic.* verarbeitete Erde; *Kanno* = *ye* ist das Metall in seinem Urzustande, *Kanno* = *to* das zu Schmuck, Geräthschaften *ic.* verwendete Metall; *Mietso* = *ye* ist das Wasser im Meer, in Flüssen, Bächen und Quellen, *Mietso* = *to* dagegen bezeichnet auffallender Weise nur das stehende (Sumpfs-) Wasser. Im Ganzen genommen sind die astronomischen Kenntnisse der Japaner bis jetzt im Vergleich zu denen unseres Westens noch äußerst dürftig und mangelhaft; doch seit sie sich mit den,

zur Himmelskunde dienenden Instrumenten der Europäer und Amerikaner, als Teleskopen, Chronometern, Barometern u. s. w., eifrigst vertraut zu machen sucht, steht zu erwarten, daß die Astronomie bei ihnen gute Pflege finden wird.

Auch die Arzneiwissenschaft hält, wie aus den bereits früher erwähnten Thatsachen ersichtlich ist, keinen Vergleich aus mit den Erfolgen und Errungenschaften, auf welche die europäischen Universitäten stolz sein können und die allmählig Gemeingut der wissenschaftlichen Aerzte geworden sind. Wir haben mitgetheilt, daß die japanischen Heilkünstler sich in den meisten Fällen glückliche Erfolge durch das Stechen gewisser Körperteile (Acupunktur) versprechen; diese Methode soll nach den neuesten Nachrichten aus Japan während der Cholera-Epidemie in Jeddo (1859) gute Dienste geleistet haben.

Die Gymnastik oder Turnkunst fand Elgin in Jeddo stark im Schwunge. Wie man überhaupt in Japan eine vernünftige Diät beobachtet, so kommt man der Gesundheitspflege auch durch allerhand Leibesübungen entgegen. Besonders erfreut sich das Turnen bei den Japanern einer umfänglichen Pflege, und ältere wie jüngere Personen sieht man häufig in Gemeinschaft den gymnastischen Künsten obliegen. Unsere Abbildung, welche nach einem japanischen Originale dargestellt ist, zeigt in ergötzlich humoristischer Weise eine Gruppe von Turnenden.

So sehr aber die Turnkunst die sorgsame Pflege verdient, welche man ihr in Jeddo angedeihen läßt, weil sie auf den löblichen Zweck harmonischer Körperkräftigung abzielt, eben so sehr muß sich das Wort des Tadelers richten gegen eine Sitte, die zwar durch ganz Japan sich hindurchzieht, in der Hauptstadt Jeddo aber in vollem Flor zu stehen scheint; es sind dies die Schauvorstellungen der *Ringer*. Ganz wie im alten Rom die reichen Ritter und Patrizier in den Palästen oder Fechterschulen Gladiatoren unterhielten, welche durch den Genuß der nahrhaftesten Speisen und Getränke bei Kräften bleiben sollten, die also gleichsam auf der Maist lagen, so und nicht anders werden in Jeddo zahlreiche *Ringer* unterhalten, deren Fettmasse bis zu einer unförmlichen Dickwulst allmählig anschwillt. Nur dadurch haben die Schauvorstellungen der Japaner etwas vor den römischen voraus, daß sie nicht wie letztere so viele Menschenopfer fordern, überhaupt nicht jenen rohen, römisch-barbarischen Charakter an sich tragen. Die Vorstellungen finden gewöhnlich in großen Amphitheatern statt, und die Menge folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit den reckenhaften Bewegungen und Anstrengungen der kämpfenden Fettklumpen. Unsere Abbildung stellt nach japanischer Zeichnung zwei *Ringer* dar, wie sie in Jeddo ähnlich von den Engländern gesehen wurden. Diese Zeichnung zeigt von vielem Geschick in der Darstellung menschlicher Muskulatur, und deutet darauf hin, daß die japanischen Maler die Anatomie keineswegs gänzlich vernachlässigen. Von ästhetischem Genuß, wie er im altklassischen Griechenland bei den irthümlichen und gemeinen Kampfspielen in so reichem Maße gewährt wurde, kann selbstverständlich bei den japanischen Fettwanst-Börern nicht wol die Rede sein. Darin aber stimmen diese *Ringer* noch mit ihren Zunftgenossen im alten Rom

überein, daß ihre Klasse eine der verachtetsten ist; denn seine gesunden Glieder zu Markte zu tragen, erscheint dem Japaner als tiefe, verabscheuungswürdige Erniedrigung. Ebenso stehen auch die Seiltänzer, Gaukler und Schauspieler in schlechtem Rufe.

Ein anderer Zweig japanischer Schaufstellungen erntete den allgemeinen



Japanische Turner und Stinger.

Beifall der Engländer. Als nämlich Lord Elgin auf den 25. August sämtliche Kommissionäre, deren Bekanntschaft wir schon oben gemacht haben, zu einem Mittagsmahl eingeladen hatte, erschienen dieselben etwa eine Stunde vor der festgesetzten Zeit in Begleitung eines japanischen Taschenspielerkünstlers, um demselben Gelegenheit zu geben, seine Künste vor den hohen fremden Gästen zu produciren. Eine Art Theater war bald hergestellt, wozu man ein Zimmer ge-

wählt hatte, dessen eine Seite nach dem Tempelgarten zu offen war. Stühle und Bänke wurden herbeigeschafft, und Graf Elgin, die Kommissionsäre nebst ihren Spionen und zahlreiche Offiziere nahmen daselbst Platz, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Der japanische Magier gab sich gleich seinen ägyptischen Kollegen ein ehrwürdiges, imponirendes Ansehen; weite seidene Gewänder fielen bis tief auf seine Füße herab. Sein Famulus war ein junger ausgelassener Bursche, der fortwährend auf eine kleine mißtönende Trommel losschlug und außerdem allerlei wunderliche Possen trieb. Der Taschenspieler begann seine Vorstellung mit den gewöhnlichen, oft gesehenen Stücken, die er recht nett auszuführen verstand.

Die zuschauenden Engländer glaubten schon, hieran sich begnügen zu müssen, als sie vernahmen, es werde nun das große japanische Schmetterlingskunststückchen den hohen Herrschaften vorgeführt werden. Der Magier saß mit gekreuzten Beinen, durch eine Entfernung von etwa zehn Ellen von den Zuschauern getrennt, auf der erhöhten Plattform des Stubenbodens. Hinter ihm stand ein goldfarbiger Schrein, auf welchem der ehrwürdige Fuksi-Jama in Blau und Weiß auf gleichermaßen Grunde abgebildet war. Aus demselben nahm der Zauberer nun ein Stück Seidenpapier von etwa sechs Quadrat Zoll; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit bildete er daraus einen Schmetterling, dessen ausgebreitete Flügel je einen Zoll maßen. Denselben in der Hand haltend, um ihn den Zuschauern zu zeigen, stellte er zwei neben ihm befindliche Lichter so auf, daß er noch im Stande war, einen Fächer mit reißender Schnelligkeit zu schwingen, ohne die Flamme zu berühren. Hierauf versuchte er, durch eine Bewegung des Fächers den papierenen Schmetterling selbst zum Aufsteigen zu bringen, eine Operation, welche ihm anfänglich nicht recht gelingen wollte, wahrscheinlich weil ein, wenn auch unbedeutender Luftzug eine Störung der Strömung herbeigesührt hatte. Als er aber den Papiererschmetterling in die Höhe geworfen hatte, da entfaltete sich die Thätigkeit des zauberhaften Fächers in seiner anmuthigsten Weise; denn allsogleich schien es, als ob in das papierene Insekt der warme Hauch des Lebens gekommen sei; bald beschrieb das zierliche Ding größere und kleinere Kreise um den Fächer, bald erhob es sich ein wenig, um sich wieder niederzulassen und gleich einer gaukelnden Libelle um die Wasserblume herumzutändeln. Auf einmal flog es wieder weg und kam dann wieder zurück, um sich auf den Fächer niederzulassen. Hätten die Zuschauer nicht gewußt, daß sie es mit einem Kunststückchen zu thun hatten, — das nervöse Zittern der kleinen Flügel hätte sie vermögen können, den Schmetterling für lebendig zu halten.

Dies war der erste Theil der anmuthigen Fächerproduktion, die zweite Abtheilung sollte noch bei weitem mehr überraschen. Hatte der „Zauberer“ vorher seine Künste nur mit einem Schmetterling ausgeführt, so sollten jetzt zwei auftreten und ihr lustiges Gaukelspiel beginnen. Anfänglich erhoben sie sich mit einander und kreisten um den Fächer, dann flog der eine zu dem andern hinüber beide entfernten sich, als wollten sie einander fangen, und kehrten endlich wieder.

In einem prächtigen Porzellangefäße, welches in der Nähe sich befand, stand eine frischblühende Pflanze; gehorsam den leisesten Bewegungen des Zauberfächers neigten sich beide nach der Pflanze nieder, trieben ihr schallhaftes Spiel um die grünen Blätter, senkten sich in den Kelch der Blüten, küßten einander und mieden sich wieder wie nekend. Als der Magier, den ein lauter Beifall ehrte, seine Vorstellung beendigt hatte, ging er bis vor an die Brüstung der „Bühne“, und während er langsam vorschritt, zogen in der Luft die Schmetterlinge von Papier seinem zaubermächtigen Fächer nach.



Japanische Theater-Masken.

Die dramatische Poesie in Japan ist noch sehr dürftig und demgemäß sind auch die Darstellungen in den Schauspielhäusern nicht geeignet, den ästhetischen Geschmack zu läutern und zu bilden. Soviel wir über die Stoffe wissen, welche zu einem Drama verwendet werden, so sind dieselben fast durchweg gleichartig und behandeln in der Regel abenteuerliche Geschichten von Beleidigungen und schrecklicher Rache.

Als Lord Elgin bei seinen Streifzügen durch Jeddo an einem Gebäude

vorbeikam, das halb wie Theehaus, halb wie Theater ausfah, scholl ihm aus dem Eingang desselben ein unharmonisches Geklingel allerhand musikalischer Instrumente entgegen, das mit seinen europäischen Anschauungen von Musik durchaus nicht in Einklang stand. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, sammt seinen Begleitern zu untersuchen, wie man in Jeddo auf den „Bretern, die die Welt bedeuten“, sich wol bewegte. Er gelangte allsobald in den inneren Raum. Drei Reihen Sitze umgaben vorn und zu beiden Seiten den Kreis oder die Bühne, worauf drei Personen in äußerst barocker Kleidung herumtanzten, indem sie die seltsamsten Töne ausstießen, weder menschliche noch thierische, obgleich man aus den Thierköpfen, die sie als Masken trugen, fast schließen mußte, sie wollten durch ihr Schreien, Grunzen und Springen dem Publikum die Bestien oder bösen Geister, welche sie darstellten, wirksam versinnlichen.

Der eine der Schauspieler stellte nämlich einen Drachen, der Andere einen Teufel, und der Dritte einen Löwen vor, — alle drei mythischen oder Phantasie-Gebilden entnommen; denn weder Teufel, noch Drache, noch Löwe gehörten der japanischen Wirklichkeit an. Die Masken waren recht künstlich gearbeitet und die Kostüme nach den reichsten und brillantesten Farben ausgewählt.

Zum Nachtheil der mimischen Wirkung war die Bühne, oder vielmehr der den Acteurs gewidmete Raum, nicht erhöht, sondern nur durch ein niedriges metallenes Gitter von den Zuschauern getrennt. In der Mitte dieses Rundtheaters befand sich eine hohe lackirte Stange, welche ein vergoldetes, schirmartiges Dach trug, das rundum mit Adlerkrallen von Gold wie mit Fransen behangen war und den doppelten Zweck erfüllte, die Schauspieler sowol vor den Sonnenstrahlen als vor fallendem Regen zu schützen. Die amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerstige waren in gleicher Absicht genügend mit einem Dach versehen; im Uebrigen ging das Schauspiel „al fresco“ vor sich, d. h. die Darsteller blieben in einer gerader Linie in Front stehen und traten nicht in Gruppen zusammen.

Das „kunstsinige“ Publikum mochte vielleicht aus zwei- bis dreihundert Menschen bestehen, aus denen sich die Frauen durch ihren reichen und prächtigen Kleiderschmuck ganz besonders hervorhoben. Die Vorstellungen beginnen sehr häufig gegen Mittag und dauern ohne nennenswerthe Unterbrechung bis 9 Uhr Abends. Während dieser langen Zeit werden, wie wir bereits früher erfahren haben, gewöhnlich drei Stücke gespielt, aber nicht eins nach dem andern, sondern einzelne Abtheilungen von jedem eingeschachtelt in das andere, wie die Kapitel eines Romans. Diese Einrichtung gestattet Jedem, sein Lieblingsstück zu sehen, aber in einigen Absätzen oder Pausen, zwischen denen man sich entfernt, um Thee oder Saki zu trinken oder irgend etwas Anderes vorzunehmen. Nicht selten benutzen auch die Damen diese Pausen, um in einem eigens dazu reservirten Gemach, in welchem die Dienerinnen mit verschiedenen Gewändern warten, sich umzukleiden und so „neuerjüngt“ auf ihren Platz zurückzukehren, wo sie sich siegesbewußt der Musterung der Herren und noch mehr der Damen aussetzen.

Die Engländer sahen eine Weile den wunderlichen Grimassen und den geschmacklosen Darstellungen zu, von denen sie um so weniger befriedigt wurden,

als Niemand von ihnen ein Wort Japanisch verstand, und waren froh, als sie das Haus sammt seinen bunten Zusätzen hinter sich hatten.

Als die Zeit zur Abreise von Jeddo herangekommen war, schickte der Kaiser an Lord Elgin und die Gesandtschaftsglieder eine Anzahl Geschenke, welche man in einem Tempel aufgestellt hatte. Der schönste Artikel war eine Storchengruppe, fein in Silberarbeit ausgeführt, gegen 18 Zoll hoch, mit ausgesuchter Zeichnung. Dies war für Lord Elgin bestimmt. Die übrigen erhielten eine Anzahl Seidenrollen. Dieselben sind gewoben von Adeligen, welche auf die Insel Fatsjio verbannt sind. Commandeur Ward, der die Dampfschacht befehligte hatte, wurde mit einem Porzellanpfeifenkopf und einem Schränkchen beschenkt. Das Eigenthümlichste der Geschenke waren aber unfeierlich die Staatskleider. Der Lord war mit gegen 30 solcher weiter, schwerer und warmer Kleidungsstücke beladen. Er glaubte, diese Geschenke wenigstens einigermaßen erwidern zu müssen und ließ, was sich dazu eignen konnte, von dem „Furious“ holen: Flanell, Leinwand, Seife, Schokolade &c.

Der 26. August, der Tag der Unterzeichnung des Vertrages, stellte viel Arbeit in Aussicht. Eine ungemaine Geschäftigkeit entwickelten die Japaner; Beamte mit ihren „kleinen Bills“ liefen hin und her, Besucher kamen, um einen letzten Blick auf die englischen Fremdlinge zu werfen, Diener und Spione (alte Bekannte) drängten sich herzu, und auch auf englischer Seite war mehr Regsamkeit als gewöhnlich. Die Unterzeichnung des Vertrages selbst war eine sehr feierliche und ernste Arbeit: die verhandelten Gegenstände wurden in holländischer, japanischer und englischer Sprache ausgearbeitet, und auf jede solche Kopie kamen die Unterzeichnungen Elgin's und der sechs Kommissiönäre. Die Japaner malten schreckliche Hieroglyphen, die ihre Namen vorstellen sollten, auf das Papier; etliche, Freund Higo an der Spitze, fuhren einfach mit ihrem Pinsel darüber hin, vollkommen unbekümmert, welche Meinung man sich in England von ihrer Handschrift bilden möge. Der Vertrag selbst ging in der Hauptsache darauf hinaus, daß vom Jahre 1862 an die englischen Schiffe in jedem Hafen Japans landen dürften, und daß die britische Regierung von da ab durch eine stehende Gesandtschaft vertreten werden solle. Nach der Unterzeichnung ward ein Banquet im Namen des Kaisers veranstaltet, und Lord Elgin sprach in den wärmsten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn nicht habe empfangen können, daß er ihm aber Glück, Heil und Segen für alle Zukunft wünsche. Kurz darauf erfuhr er, daß seine Majestät der Tai-kun incognito seinen Abschied genommen hatte von den häuslichen und politischen Sorgen dieser schönen Welt (etwa gegen die Zeit der Landung in Jeddo), und daß er wol jetzt im ewigen Reiche glücklich sei in der Betrachtung des „Kim“, welches da ist der Anfang aller Dinge.

Lord Elgin gab nun in aller Form an die Kommissiönäre die Nacht, um sie dem Kaiser zu überbringen. Darauf ward die englische Flagge herabgenommen, und empor stieg die rothe Kugel auf weißem Grunde, das Zeichen für die Forts

zum Salutiren. Der dumpfe Donner, der allsobald über die blauen Gewässer der Bai rollte, und das laute Geschrei der Menge zeigte, wie gut das Signal beobachtet war.

Mit vollkommener Genauigkeit feuerten die einheimischen Kanoniere 31 Salutschüsse, mit einem Zwischenraum von 10 Sekunden zwischen jedem. Das Wetter war mild, die Bai war belebt mit Lustgondeln. Darauf ertönte die laut dröhnende Antwort der 68 Pfünder auf der „Retribution“ und dem „Furious“, und die Nacht ging langsam unter Segel, befehligt von einem japanischen Kapitän, und trotz der complicirten Maschinerie nur von japanischen Matrosen besetzt. Damit fuhren die Fahrzeuge stolz dahin, bewundert von allen Zuschauern; die Ufer der Bai waren vom Volk umsäumt; bunte Flaggen flatterten im Winde; Hunderte von Barken flogen hin und her auf den ruhigen Wassern des Meerbusens, und als prächtiger Hintergrund dieses Gemäldes hob sich in die blaue Luft der Fuji-Yama, der gewiß noch nie zuvor ein ähnliches Schauspiel gesehen hatte, seit sein majestätisches Haupt emporragt über die Metropole von Dai Nippon.

Kapitän Barker hatte darauf noch ein Fest für die Kommissiönäre an Bord der „Retribution“ veranstaltet; dann ging man aus einander und sagte sich ein leztes Lebewohl.

Als der Tag mit seinen Freuden verraucht und die Nacht hereingebrochen war, da hatte der Mond den Thron des Himmels erstiegen und übergöß mit seinem silbernen Lichte die Landschaft; die fichtenbewachsenen Felsen, die herein ragten in die dunkelblaue Flut, erglänzten in magischem Lichte; die blauen Lichter der Noo-Naa warfen ihren melancholischen Schein auf die weiten Festungswerke; die Wellen rauschten und plätscherten mit dumpfem Klang an die Planken der Schiffe, als sängen sie das Abschiedslied; in diesem Frieden lag die gewaltige Stadt des Tai-kun, — es war die lezte Nacht in Jeddo!

Am andern Tage steuerten die Engländer über China der Heimat zu.

